

Besseres als den Tod?

Theologisches Nachdenken über Sterben und Tod in Kunst und Literatur

1. Todesleugnung und Todesgegenwart

Johann Wolfgang von Goethe wusste genau, dass Zeitgenossen, Nachbarn und Freunde seine Haltung gegenüber dem Tod als Unhöflichkeit und Respektlosigkeit gegenüber den Trauernden verstanden. Der Weimarer Dichterrfürst besuchte aus Prinzip keine Beerdigungen, nicht nach dem Tod Schillers, nicht nach dem Tod seiner Schwester, nicht nach dem Tod seiner Frau. Damit das nicht allzu schroff wirkte, ließ er gelegentlich ausrichten, er sei krank und könne das Bett nicht verlassen. Aber im Kern steckte in dieser Weigerung eine unbedingte Option für ein gutes, sinnvolles Leben und gegen den Zerfall des alternden Körpers. Hinter der Weigerung, Beerdigungen zu besuchen, verbirgt sich ein Programm der Lebenskunst¹, das auf Vitalität und Schönheit ausgerichtet war. Im Ignorieren des Todes entstand ein riesiges literarisches und kulturelles Werk, das zahllose Leser in vielen seiner Facetten noch heute beschäftigt. Goethe protestierte gegen den Tod, indem er ihn so lange nicht wahrnahm, bis er selbst im hohen Alter von 82 Jahren starb, vermutlich an einem Herzinfarkt.

Andere Schriftsteller haben ein gegenteiliges Programm verfolgt. In dem mit dem Goncourt-Preis ausgezeichneten Roman „Kompass“ des französischen Schriftstellers Mathias Enard schreibt die Orientalistin Sarah in einer E-Mail: „Das Leben ist eine lange Meditation über den Tod.“² So lässt sich auch der gesamte Roman verstehen, als Meditation über Sterben und Tod. Der Musikwissenschaftler Franz Ritter und seine Kollegin Sarah beschäftigen sich mit der orientalischen Welt und der europäischen Sehnsucht danach. Sie suchen nach dem, was ihnen im Westen fehlt und finden es vermeintlich in Syrien, im Irak und im Iran und in Indien. Aber im Grunde suchen sie nach dem Anderen, was ihnen selbst fehlt. Und das ist nicht der Orient, der zur Chiffre wird, sondern das sind die (vergebliche) Liebe und das (unausweichliche) Sterben.

Für Sarah und Franz in ihrer säkularisierten Wissenschaftskultur sind die religiösen Konnotationen des Sterbens längst verloren gegangen. Aber auch die erforschte islamische Religion zählt zu dem mysteriösen Anderen, wonach sie sich sehnen und das sie ihrem Denken nicht integrieren können, auch wenn sie noch so verzweifelnde Versuche machen, damit ihnen das gelingt.

Dass die eigene christliche Theologie und Sterbekultur noch im Mittelalter auf das engste miteinander verknüpft waren, ist Sarah und Franz nicht mehr bewusst.

2. Am Kreuz

An den Altarbildern Matthias Grünewalds aus dem 16. Jahrhundert ist diese Verbindung noch unmittelbar zu erkennen. Gegen Ende des Mittelalters vollzogen sich plötzlich gewichtige ästhetische und theologische Veränderungen: Künstler des frühen Mittelalters zeigten auf Retabeln, Fresken und Portalen den auf-erstandenen Christus, den Pantokrator, den Herrscher über die ganze Erde und den Kosmos. Als Herrscher war Christus zugleich Richter, Weltenrichter, unnahbar und unbestechlich, unbeirrbar in seiner Gerechtigkeit.

Doch dann rückte statt des Richters der gekreuzigte, leidende, der menschliche Christus in den Mittelpunkt³. Ein ganz anderes Motiv aus dem Leben Jesu schob sich in den Vordergrund. Jesus Christus war plötzlich nicht mehr der unnahbare, richtende und herrschende Gottessohn, sondern der (mit-)leidende, kranke, gequälte Mensch. Der, der sein Kreuz auf sich nimmt. Strenge und Distanz verwandelten sich plötzlich in Mitleid und Empathie. In Christus, dem Richter, hatten sich Allmacht und Gerechtigkeit Gottes in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestellt. In Christus, dem leidenden Gekreuzigten, traten Mitgefühl und Menschlichkeit hervor.

Und solche Bilder vom leidenden und gekreuzigten Christus hingen dann nicht mehr nur in den Kathedralen und Münstern, sondern plötzlich auch in Spitälern und Hospizen.

Man denke an die bekannten Tafeln des Isenheimers Altars von Matthias Grünewald⁴. Dieser Altar, der heute in Colmar im Museum Unterlinden zu sehen ist, stand ursprünglich in einem Kloster, das die Antoniter-Brüder als ein Krankenhaus betrieben. Das Altarbild mit der Tafel vom leidenden Christus am Kreuz sollten die schwer kranken Menschen sehen, um ihr Leiden zu meditieren. Die Botschaft lautete: Der Sohn Gottes leidet und stirbt wie die Menschen. Grünewald dachte dabei wohl nicht an eine histo-

1 Rüdiger Safranski, Goethe – Kunstwerk des Lebens, München 2013; Wolfgang Vögele, Lebenskunst, Gretchenfrage und ewiger Tee, tà katoptrizómena, H.88, 2014, <https://www.theomag.de/88/wv09.htm>.

2 Mathias Enard, Kompass, Berlin 2016, 411.

3 Jacques LeGoff, Der Gott des Mittelalters. Eine europäische Geschichte, Freiburg u.a. 2005.

4 Zu Matthias Grünewald: Karlsruher Kunsthalle (Hg.), Grünewald und seine Zeit, München Berlin 2007; Wolfgang Vögele, Gedanken über den Schmerzensmann, Göttinger Predigten im Internet, hg. von U.Nembach et al., Göttingen 2008, <http://www.predigten.uni-goettingen.de/bgpredigt.php?id=119&kennung=de>.

rische Darstellung der Kreuzigungsszene; er wollte malend und deutend Kranken und Sterbenden die Geschichte des Leidens Jesu auslegen. Das Bild sollte die Sterbenden trösten.

3. Urbaner Tod

Mit der Moderne wurde diese Trostfunktion fragwürdig. Dennoch setzen sich auch die Schriftsteller des 20. Jahrhunderts in Kenntnis dieser Tradition mit dem Tod auseinander. Exemplarisch steht dafür der Roman „Berlin Alexanderplatz“ von Alfred Döblin⁵. Niemand sollte sich beirren lassen von den zum Klischee geronnenen Einwänden der Abiturienten vor diesem Roman.

Denn Döblin stand beides vor Augen: die Gegenwart des anonymen Todes in den Großstädten sowie der biblische Versuch, der Wirklichkeit des Todes einen Sinn abzugewinnen. Bei Döblins zahlreichen Verweisen auf biblische Bücher trieb dieser keineswegs nur ein literarisches Spiel. Denn der Autor betrachtete seinen Protagonisten als den exemplarischen sterblichen Menschen. Im Scheitern seines anständigen Lebens erkennt Franz Biberkopf die Macht, die der Tod über sein Leben besitzt: „Die Stimme des Todes, die Stimme des Todes, die Stimme des Todes: Was nützt alle Stärke, was nützt alles Anständigsein, o ja, o ja, blick hin auf sie. Erkenne, bereue. Was Franz hat, wirft sich hin. Er hält nichts zurück.“⁶ Für Döblin waren die Beerdigungsfluchten Goethes nicht mehr möglich: Jeder Mensch muss sich in seinem Leben mit dem Tod auseinandersetzen: „Wie kann ein Mensch gedeihen, wenn er nicht den Tod aufsucht? Den wahren Tod, den wirklichen Tod.“⁷ Leitmotivisch wiederholte Döblin immer wieder den Beginn eines Volkslieds aus dem 17. Jahrhundert: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,/ hat Gewalt vom großen Gott./ Heut wetzt er das Messer, es schneidet schon viel besser,/ bald wird er drein schneiden, wir müssens erleiden.“

Biberkopf begegnet dem Tod als Person vor allem in den traumhaften Passagen des Kapitels, das den Aufenthalt in der „Irrenanstalt“ Berlin-Buch abhandelt. In diesen Sequenzen kommt es zum Streitgespräch zwischen dem Tod und dem sterbenskranken Biberkopf: „Brüllen des Todes: ‚Nischt sag ick dir, quatsch mir nich an. Hast ja kein Kopp, hast keine Ohren. Bist ja nich geboren, Mensch, bist ja garnich uff die Welt jekomm. Du Missgeburt mit Wahnideen. Mit freche Ideen, Papst Biberkopf, der musste geboren werden, damit wirs merken, wie alles ist. Die Welt braucht andere Kerle als dir, hellere und welche, die weniger frech sind, die sehen, wie alles ist, nicht aus Zucker, aber aus Zucker und Dreck und alles durcheinander. Du Kerl, dein Herz her, damit es aus mit dir ist. Damit ichs in den Dreck schmeisse, wos hingehört. Die Schnauze kannste vor dir behalten.“⁸ Das ist

der Wendepunkt des gesamten Romans. Biberkopf steht delirierend an der Schwelle des Todes, der Tod verspottet ihn, aber Biberkopf überschreitet diese Schwelle des Todes nicht.

Von den vielen Zuspitzungen, die Döblin seinem Roman beigegeben hat, scheint mir für das Thema Tod eine besonders bemerkenswert. Er widmet sich ausführlich der Beschreibung eines Schlachthofs und beschäftigt sich mit den „Totengerichte[n] für die Tiere“⁹. Ausführlich berichtet Döblin, wie Rinder und Kälber geschlachtet werden. „Es (das Tier ww) ist tief bewusstlos, wir sind in die Metaphysik, die Theologie eingetreten, mein Kind, du gehst nicht mehr auf der Erde, wir wandern jetzt auf Wolken. Rasch das flache Becken ran, das schwarze heisse Blut strömt ein, schäumt, wirft Blasen im Becken, rasch rühren.“¹⁰

Der Tod als das Negativ des Lebens führt Biberkopf in die Hölle. Der Ort dieser Hölle ist nicht zufällig das „Irrenhaus“ – oder das Schlachthaus. Dort begegnet Biberkopf dem Tod. Dort wird er ihn auch überwinden – und zu neuem Leben „auferstehen“.

4. Das lange Sterben des alten Königs

Döblin führte seinen Anti-Helden Biberkopf nach dem sozialen und psychiatrischen Tod in ein zweites Leben, in eine Quasi-Auferstehung zu Solidarität, Brüderlichkeit und Gemeinschaft. Auf das gescheiterte folgte ein vermeintlich besseres Leben. Jahrzehnte nach Döblin haben Schriftsteller beschrieben, wie der Tod durch ein langes Sterben ins Leben hineinreicht.

Der österreichische Schriftsteller Arno Geiger publizierte vor fünf Jahren ein schnell sehr erfolgreiches Buch mit dem Titel „Der alte König in seinem Exil“. Darin erzählte er respektvoll und komisch von seinem dementen Vater, von der Hilflosigkeit der Angehörigen und von dem mühsamen Versuch des Sohnes, die Krankheit des Vaters zu akzeptieren. Geiger erzählt: „Ich habe mir hier die Hände gewaschen“, sagte der Vater einmal. „War das erlaubt?“ „Ja, das ist dein Haus und dein Waschbecken.“ Er schaute mich erstaunt an, lächelte verlegen und sagte: „Meine Güte, hoffentlich vergesse ich das nicht wieder!“ Das ist Demenz. Oder besser gesagt: Das ist das Leben – der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist.“¹¹ Geigers autobiographisches Buch scheute vor den komischen und verzweifelten Situationen der Demenz nicht zurück. Doch der erzählende Sohn bewahrte gegenüber dem erkrankten Vater Respekt, Liebe und Anerkennung und begleitete ihn durch sein Sterben.

Geigers Vater sitzt nicht hilflos auf der Anklagebank, auf die der ebenfalls an Demenz erkrankte Rhetorikprofessor Walter Jens ge-

5 Alfred Döblin, Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf, Frankfurt/M. 2015 (5. Aufl., 1929); vgl. dazu Wolfgang Vögele, Es geht dem Menschen wie dem Vieh. Die Stadt, der Tod und der elende Mensch- Theologische Überlegungen zu Alfred Döblins ‚Berlin Alexanderplatz‘, tà katoptrizómena, H.101, 2016, <https://www.theomag.de/101/vv027.htm>.

6 Döblin, a.a.O., 495.

7 Döblin, a.a.O., 483.

8 Döblin, a.a.O., 487f.

9 Döblin, a.a.O., 151.

10 Döblin, a.a.O., 154.

11 Arno Geiger, Der alte König in seinem Exil, München 2011, 57.

riet. Dieser wurde in einem genauso viel beachteten, aber umstrittenen Buch¹² seines Sohnes Tilmann Jens zum Gegenstand heftiger Vorwürfe, welche den Respekt vor dem Vater vermissen ließen.

Abgesehen davon, dass bei Demenz-Erkrankungen das oft ohnehin schwierige Verhältnis von Söhnen und Töchtern zu ihren Vätern und Müttern einer weiteren Belastungsprobe unterzogen wird, ist die Demenz-Erkrankung in jüngster Zeit in massiver Weise in den Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit gerückt. Nicht erst die angelaufene Diskussion über Sterbehilfe zeigt, dass Demenz und Sterben eng miteinander verknüpft sind.

5. „I'm out of the game“

Geigers Vater musste ein Sterben ertragen, das er, der Demenz geschuldet, bewusst gar nicht mehr wahrnehmen konnte. Im Herbst 2016 hat der achtzigjährige kanadische Sänger Leonard Cohen sein neuestes Album „You want it darker“¹³ vorgelegt. Die CD entstand mit erheblicher Unterstützung seines Sohnes. Mit über achtzig Jahren schreibt Cohen über seinen bevorstehenden Tod. Schon frühere Songs, wie das bekannte „Hallelujah“¹⁴, haben theologische Themen behandelt. Die Platte wird für Cohen zum Testament und zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben:

„I don't need a reason
For what I became
I've got these excuses
They're tired and lame
I don't need a pardon
There's no one left to blame
I'm leaving the table
I'm out of the game“

Vor dem körperlichen droht der soziale Tod, der Verlust von Freundschaften und Bindungen. Der drohende Tod lenkt den Blick auf die Lebensgeschichte und zwingt zu einer Rechtfertigung, die Cohen verweigert. Rechtfertigung und Sozialität gehören zusammen, in der Nähe des Todes verlieren beide ihre Bedeutung. Das heißt aber nicht, daß Cohen deswegen theologischen Überlegungen keine Bedeutung einräumen würde. In dem Song, der der CD den Titel gab, heißt es: „Hineni Hineni / I'm ready my Lord“. Leonard Cohen, der in einem jüdischen Elternhaus aufwuchs und ein paar Jahre lang als Mönch in einem Zen-Kloster lebte, kehrt mit dem hebräischen Wort Hineni (etwa: Siehe, da bin ich)¹⁵ zu seinen Ursprüngen zurück. Der zum Sterben bereite alte Mann stellt sich vor Gott. Mit dem Wort Hineni treten Mose und Abraham, aber auch andere vor ein Gegenüber, sei es Gott selbst oder ein anderer Mensch. Sie sind bereit, sich Gottes Verheißungen, Fragen und Aufgaben zu stellen.

Auch der alte Mann, der den Tod auf sich zukommen sieht, sagt: Da bin ich. Mehr braucht es nicht. Cohen entfaltet keine Metaphysik. Von Himmel und Hölle ist nicht mehr die Rede.

6. Pädagogik der Beispiele

Wenn, wie Mathias Enards Orientalistin Sarah sagt, das ganze Leben eine Meditation über den Tod ist, dann gilt das auch für die Literatur. Überall finden sich tiefe und bedenkenswerte Auseinandersetzungen mit Sterben, Leiden und Tod. Einige Beispiele wurden in diesem Essay genannt. Auf den Versuch einer Systematisierung habe ich verzichtet. Die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod lässt sich nicht mehr nach den Kriterien der Übereinstimmung oder Abweichung von einer allgemein gültigen kirchlichen Lehre messen.

Religionspädagogisch käme es darum darauf an, einzelne dieser Spuren aufzunehmen und mit dem, was Theologie und Seelsorge an reichen Schätzen von der ars moriendi bis zur Trauerpsychologie aufzubieten haben, ins Gespräch zu bringen.

Als ich das Thema Tod und Sterben einmal im Religionsunterricht einer Realschulklasse vorstellte, sagte eine Schülerin: Wir haben in der letzten Pause darüber gesprochen. Wir sind alle noch zu jung, um uns mit Tod und Sterben auseinanderzusetzen. Können wir nicht ein anderes Thema behandeln? Gelungene Religionspädagogik weicht dieser Frage nicht aus und kann behutsam zeigen, dass es sinnvoll ist, sich dennoch mit diesen Fragen auseinanderzusetzen.

7. Meine letzte Begegnung mit dem Tod

Zum letzten Mal begegnete ich dem Tod am Reformationstag 2016, heute auch Halloween genannt. Ich lief nach einer Seminarsitzung zum Bahnhof und überholte in der Fußgängerzone einen Vater mit seinem Sohn, einem sechsjährigen Jungen. Der Junge war als sensenschwingender Tod kostümiert und trug einen schwarzen Umhang mit Kapuze, vor dem Gesicht eine Maske, die mit silbrig glänzender Alufolie umwickelt war. In der Hand hielt er eine selbstgebastelte Sense, deren Schneide ebenfalls mit Alufolie bespannt war. Beim Vorübergehen hörte ich den Vater fragen: Willst Du die Maske ausziehen, bis wir bei der Party sind? Nope, sagte der Junge und lief weiter.

Da musste ich lächeln.

Für ein paar Momente hatte ich vor dem Tod keine Angst mehr.

WOLFGANG VÖGELE

12 Tilmann Jens, Abschied von meinem Vater, Gütersloh 2009. Vgl. in philosophischer Perspektive Dieter Thomae, Väter. Eine moderne Heldengeschichte, München 2008 und in literarischer Perspektive Peter von Matt, Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur, München 1997.

13 Leonard Cohen, You Want It Darker, 2016. Vgl. dazu David Remnick, Leonard Cohen Makes It Darker, New Yorker 17.10.2016, .

14 Vgl. dazu Wolfgang Vögele, Hallelujah. Theologische Marginalien zu einem Song von Leonard Cohen, tà katoprizómèna, H.96, 2015, <http://theomag.de/96/vw20.htmHallelujah>

15 Yehuda Teichtal, Hier bin ich!, Jüdische Allgemeine 28.9.2011, <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/11360>. Ich danke Andreas Mertin für den Hinweis auf diesen Artikel.